

DIE BEDEUTUNG DER EVANGELISCHEN DIASPORA FÜR DEN GLAUBEN

In der Regel wird die Frage gestellt, was wir für die Diaspora tun können oder sollen. Wir wollen uns umgekehrt mit der Frage befassen, was die Diaspora für uns, für unsere Kirche und für unseren Glauben bedeutet.

Der evangelische Glaube wird dabei in dem umfassenden Sinne der altkirchlichen Trias von Glaube, Liebe und Hoffnung verstanden, also in der Weite und Tiefe des Begriffs, der Gottes Wirken und die im Leben des Christen daraus erwachsenden Früchte umfaßt.

1. Evangelische Diasporakirchen sind für unseren Glauben ein Exempel bekennenden Glaubens.

Diaspora ist immer Minoritätsexistenz. Sie ist sprachlich, völkisch, kulturell, politisch, gesellschaftlich Minorität. Alle diese Faktoren sind in der Regel für sich allein nicht kräftig genug, den Bestand einer Sondergruppe in der fremden Umwelt zu begründen. Was aber überall diesen geschichtlichen Faktoren Halt und Motivation, also Lebensgrund der evangelischen Diaspora ist, ist der mitgebrachte Glaube, der sich nicht aus sozialen, politischen und sonstigen traditionellen Elementen ergibt, sondern in seiner eigenen und besonderen Kraft einen Zusammenhalt schafft, der als ein Glaube, der aus Wort und Sakrament lebt und erneuert wird, eine Integrationskraft hat, die über Bitten und Verstehen wirksam ist, weil es sich trotz jämmerlichster Verhältnisse in einer oft feindlichen Umwelt um eine Gemeinde Jesu Christ handelt, die ihren Halt von oben her hat.

Belastende und oft erdrückende soziale Bedingungen können nicht so viel Verzweiflung schaffen, wie der Glaube Festigkeit und Zuversicht bewirkt. Wenn man von den Siedlern, die nach Brasilien zogen, sagte: „Die erste Generation findet den Tod, die zweite die Not und erst die dritte das Brot“, so ist auf dem ganzen Wege das Lebenselixier der Geplagten in der oft enttäuschenden und gefährlichen Situation der Glaube an den Herrn, der gnädig und barmherzig, geduldig und von großer Güte ist. Und im Schatten seiner Flügel ist man dennoch geborgen, hat Zuflucht, Hoffnung, Leben und findet Tag für Tag neuen Mut, denn es ist Gottes Wille, daß auch

in der extremsten Not seine Hand über die Seinen gebreitet ist, daß er ihnen hilft und sie rettet, wie er Jona aus dem Bauch des Fisches und Hiob aus seiner Verzweiflung, Israel durch das Meer und die Wüste gezogen hat. Die mitgebrachte Bibel, die auswendig gelernten Texte und Kirchenlieder bewähren sich als ein Schatz, mit dem man auch im Urwald überleben und „Lobe den Herrn“ singen kann.

Allein der Glaube ist Grund und Motivation der Existenz einer Diasporagemeinde. Wie auch immer das Schicksal der ersten Pastoren im neuen Lande war, wie weit Geschichten wie die vom Buxtehuder Bauern Jakob Sven zur Tagesordnung gehörten, man braucht auch in der Wildnis eine organisierte Kirche, damit Gottes Wort verkündet und die Sakramente ausgeteilt werden. Es muß dafür gesorgt werden, daß die Bibel gelesen, der Katechismus gekannt, das Gesangbuch gebraucht, die christliche Erziehung in Gang gesetzt wird. In der Diaspora ist oft vom Nullpunkt an aufgebaut worden. Die Haushalterschaft einer solchen Gemeinde hat ganz andere Dimensionen als bei uns erreicht. Man sorgte unter großen Opfern und viel Mühsal für die Ausbildung der Pastoren. Hier sei nur die Entstehung der lutherischen Seminare in den Vereinigten Staaten als ein imponierendes Beispiel erwähnt. Man brauchte zum Gemeindeaufbau mehr Phantasie, Geduld und Durchhalten bei der Klärung der vielen auftretenden Fragen als eine normale Gemeinde in einem traditionellen und organisatorisch gefestigten Kirchentum. Die große Bedeutung von Theologie für den christlichen Glauben ist auch in den ärmsten Diasporakirchen anerkannt worden. In Amerika hat sich die Vorstellung durchgesetzt, daß zur Selbständigkeit einer Kirche gehört, daß sie eine Verfassung hat, ihre Pastoren selber ausbilden kann und finanziell auf eigenen Füßen steht. Wenn man in der heutigen Diaspora nach den theologischen Schulen in Lateinamerika, Osteuropa und in der Dritten Welt fragt, wird von ihnen mit wesentlich geringeren Mitteln, aber mit häufig zielstrebigere Konzentration das geleistet, was uns unter weit günstigeren Voraussetzungen oft nicht in gleicher Weise gelingt.

Ohne Zweifel bewirken in der Diaspora Vereinfachungen in Glaubensfragen oder eine starke Gesetzlichkeit gelegentlich das Gegenteil von dem hier Behaupteten. Dennoch kann man im allgemeinen sagen, daß von der bedrohten Existenz her die Notwendigkeit, sich tiefer mit dem christlichen Glauben auseinanderzusetzen, ein Charakteristikum der Diasporagemeinde ist. Man läßt sich Predigt und Kirche etwas kosten. Man nimmt die zehn Gebote ernst. Auch findet sich der Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit nicht mit der billigen Gnade oder mit menschlicher Verzweiflung und noch

viel weniger mit menschlicher Gesetzlichkeit ab. Der evangelische Glaube wird zu einem klaren, beständigen Bekenntnis. Predigt und Katechese sind nötig, damit man in den widrigen Winden des Diasporalebens an dem befreienden und erneuenden Glauben festhalten kann. Häufig sind die ersten Schulen in den Einwanderungsländern von der Kirche gebaut worden, wie das ja auch in den Missionskirchen der Fall gewesen ist. Man liest aber auch in den Häusern die alten Postillen, und die Hausgemeinde, wie Luther sie sich vorgestellt hat, ist noch mehr im Schwange als bei uns. Wenn die theologischen Grundfragen manchmal auch nur holzschnittartig klar sind, sie sind klar. Man singt die entsprechenden Kirchenlieder: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid“, „Befiehl Du Deine Wege“, „Gib dich zufrieden und sei stille“ und die kräftigen Verse der Reformation. Den Katechismus kennt man auswendig. Das spielt besonders in den südosteuropäischen und osteuropäischen lutherischen Gemeinden eine starke Rolle. Man liest die Bibel oder weiß die Geschichten auswendig. Man geht mit ihr um und nützt die Hilfsmittel für das geistliche Leben, das Gesangbuch, Gebetbücher, Andachtsbücher oder -kalender. In der Not der äußeren Situation werden der Lobpreis und die Freude an Gott dem Herrn mehr gepflegt. Ich werde nie den Besuch in einem irischen Dorf vergessen, wo der alte hochgewachsene Hausherr nach einem längeren und inhaltsreichen Gespräch aufstand und den Pastor bat, mit ihm ein Gebet zu sprechen. Dazu ging er in einer tiefbeeindruckenden Würde in eine Ecke des Zimmers und kniete nieder. In Hausgemeinden, ob in Bauernhäusern oder Wohnungen einer Großstadt, ist das, was sich Luther von uns allen wünschte, oft intensiver und selbstverständlicher vorhanden als in unseren Kirchengebieten.

Die Anerkennung der Notwendigkeit der Glaubensdisziplin und der Kirchenzucht ist in der Diaspora um des Glaubens und der Seele willen selbstverständlich. Petrus (1. Petr. 3, 15) ermahnt die Christen: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmut und Gottesfurcht.“ Eine Diasporagemeinde existiert nur, wenn dieses Christusbekenntnis, dieses Aufnehmen des unmittelbaren Zeugnisses: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ aus der geglaubten und erfahrenen Gegenwart Jesu Christi wirksam ist. Das Solus Christus, sola gratia und sola fide der Reformation zusammen mit dem selbstverständlichen und unkomplizierten Gebrauch der Heiligen Schrift sind die Pfeiler eines Gemeindelebens, bei dem das Bewußtsein von der Bedeutung der Kirche Jesu Christi notwendige,

ja oft einzig wirksame Voraussetzung ist. Man weiß, daß man ohne Glaubensdisziplin und praktizierte Frömmigkeit in der gegebenen Umwelt weder das eigene geistliche Leben noch die Existenz der Gemeinde durchhalten kann. Für die Gemeinde ist Kirchengucht deshalb nicht etwas, was als menschliche Reglementierung empfunden wird, sondern als seelsorgerliche Hilfe für die rechte Gestaltung des Zusammenlebens in dieser speziellen Lage einer kleinen christlichen Gemeinde oder Kirche. Wie das im einzelnen aussieht, ist verschieden; es soll auch nicht romantisch verklärt werden, aber es ist festzustellen, daß man aus Diasporagottesdiensten in Osteuropa gestärkter und fröhlicher herauskommt als aus manchen großen Kirchen, die leerer sind und in denen die einzelnen Teilnehmer ziemlich unverbunden nebeneinander den Gottesdienst erleben.

Das Durchhalten bei einem Übermaß der Anfechtung ist ein tröstliches Charakteristikum der Diaspora. Wenn man an den Geheimprotestantismus im alten Österreich denkt, hat damals trotz aller Jämmerlichkeit der äußeren Bedingungen in diesem Leiden die Hoffnung Jesu Christi sich durchgesetzt. Auch heute wird in der Diaspora die Frage gestellt, ob es noch einen Sinn habe, daß wir hier eine Gemeinde haben. Diese Frage bedeutet Anfechtung. Sie wird von allen Seiten geschürt, und nur das Argument, daß Jesus Christus in dieser Gemeinde seine Kraft erweist, daß diese Gemeinde Zuflucht, Familie, Ort des Trostes, der Ermutigung, der Sammlung und der Sendung ist, läßt ihre Glieder der Resignation, der Verzweiflung und der Müdigkeit widerstehen. Die psychologischen Voraussetzungen, die Mißverständnisse, denen man begegnet, die Mängel, die man an vielen Punkten einfach ertragen muß, sind eine permanente Anfechtung. Aber gerade in dieser Anfechtung tut ja der Herr sein Werk an uns. Der Sinn der Diaspora ergibt sich nicht aus den Umständen, sondern aus der Quelle des Lebens, die auch an diesem Orte die Durstigen trinkt. Man soll freilich aus der Not keine Tugend machen, und es gibt auch Situationen, wo der Selbsterhaltungswille einer Diasporagemeinde genau dem widerspricht, was das Wort Gottes gebietet. Im großen und ganzen aber kann man, hat man die Gelegenheit, in Diasporagemeinden zu leben oder sie häufiger zu besuchen, mit großer Dankbarkeit feststellen, daß diese Bewährung in der Anfechtung nicht der Todesmut eines verlorenen Haufens, sondern das Zeugnis einer kleinen Schar von Christen ist, die ein eindrucksvolles Beispiel für den Glauben an den Heiland geben, der den geistlich Armen überall das Himmelreich aufschließt.

So ist die Diaspora ein Exempel bewußten Glaubens in dem Sinne, daß sie, wie das Schifflein Christi, nicht in den Wellen untergeht, sondern auch

bei stürmischer See ihren Kurs hält: surgit surgentibus undis, auch wenn die Wogen immer höhergehen, Christus ist bei ihnen auch im Sturm und läßt sie nicht untergehen. Das Schifflin Christi ist ja im weiteren Sinne das, was die Arche Noah als Rettung aus der Flut war. Gott selber bringt die Seinen aus einer untergehenden Welt zur ewigen Herrlichkeit, deren Abglanz gerade dort doppelt leuchtet, wo die irdischen Gegebenheiten düster sind.

Die evangelische Diaspora ist ein Exempel dienender Liebe. Die Liebe erweist sich in der Diaspora zuerst im Zusammenhalt und in der Atmosphäre des Gemeindelebens. Trotz der Entfernungen, trotz des großen Kraftaufwandes, der zu ihrer Überbrückung nötig ist, halten die Diasporagemeinden zusammen. Ich denke nicht nur an meine eigene Erfahrung im Emsland und in der Auslandsdiaspora, sondern vor allem an Begegnungen in Polen, an Besuche in Brasilien und anderswo. Welche eindrucksvolle Bereitschaft zur Mitarbeit findet man in der Diaspora. Als ich bei einer Brasilienreise die Gemeinde in Nova Santa Rosa in Westparana besuchte, waren zur Mitarbeiterkonferenz über 60 Teilnehmer anwesend. Als in Rußland keine Pastoren mehr verfügbar waren, übernahmen Brüder die Verantwortung. Kirchenvorstandssitzungen in Diasporagemeinden haben eine besondere Lebendigkeit von der schwierigeren Aufgabe und der geforderten Mobilität her.

Das ist auch sichtbar in der Haushalterschaft der Gemeinden. Man kann überall voraussetzen, daß sie nicht mit Mitteln dieser Welt gesegnet sind. Es fehlt ihnen vieles, und sie können es sich nicht so einfach beschaffen wie wir. Sie bekommen Anteil, ob sie wollen oder nicht, an der Erfahrung der heiligen Armut. Aber gerade deshalb haben sie auch den Sinn für die rechte Bereitschaft, Zeit, Mittel und Gaben so einzusetzen, daß etwas Sinnvolles im Namen Jesu Christi damit geschieht. Die vorbildliche Entwicklung in den USA und in Kanada hat ja auch auf diesem Gebiete Impulse ausgestrahlt, die von den Diasporagemeinden schneller und intensiver aufgenommen worden sind als von großen Kirchen. Man kann es an vielerlei Beispielen deutlich machen. Oft sind die Kollekten von Diasporagemeinden für „auswärtige Zwecke“ prozentual höher als die von großen Kirchen. Weil sie selber oft Hilfe brauchen, sind sie auch bereiter, Hilfe zu gewähren im Maße dessen, was sie vermögen. Weil sie selber durch ihre Situation bescheiden gehalten werden, freuen sie sich umso mehr, wenn sie anderen helfen können. Beim Besuch einer lutherischen Gemeinde in Natal stand nach dem Gottesdienst ein Kirchenvorsteher auf, ein alter grauhaariger Zulu, und wollte anläßlich der Anwesenheit eines aus der Ferne angereisten Gastes sein Vermächtnis bekanntgeben. Alles Geld, das er bei seinem bald zu erwartenden

den Tode zurücklassen würde, sollte der Gemeinde gehören. Diese sollte für ihre schlichte Kirche davon einen Turm und eine Glocke bekommen, damit diese die Trommeln der Zionisten übertönen möchte. Das ist ein extremes Beispiel aus einer Zeit, wo es in unserer Kirche als verwerflich angesehen wurde, Glocken, Orgeln und dergleichen nach Afrika zu exportieren. Aber wenn vor Ort eine solche Vorstellung von der Zeugniskraft einer Glocke besteht, sollte man für diese Art von Haushalterschaft dankbar sein. Das gottesdienstliche Opfer wird sicher nicht so planmäßig wie nach unseren Kollektenplänen verlaufen, aber es wird gerade in seiner Spontaneität oft mehr dem entsprechen, was man bei einer Kollektenabkündigung erbittet: daß Gedanken, Gebete und Gaben zusammen dorthin gehen, wo Hilfe nötig ist. Die Liebe denkt, betet und gibt. Als die ersten beiden Siedler in einem Urwaldgebiet ihr Land, das sie kultivieren mußten, damit es fruchtbarer Acker würde, in Besitz nahmen, trafen sie sich an der Grenze und entschieden gleich am Anfang, daß sie einen Teil ihres Landes abgeben würden für eine Kirche. Als ich dorthin kam, stand eine Holzkirche. Beim Abschied sagte der Älteste: „Wenn Sie in zehn Jahren wiederkommen, wird hier eine größere Kirche, die aus Stein gebaut ist, stehen.“ Zur christlichen Haushalterschaft gehört die Phantasie der Liebe. Sie wird in der Diaspora deshalb besonders intensiv eingeübt, weil man durch die Armut viel mehr Freude empfindet, wenn man etwas für andere oder füreinander schafft.

Das, was den Einsatz für die Gemeinde betrifft, gilt auch für die Diakonie im weiteren Sinne. Gerade Diasporakirchen, die viel von der ökumenischen Diakonie oder von anderen Kirchen empfangen, sind auch bereit, ihrerseits für die großen Aufgaben der Kirche und für die diakonischen Programme ihre Kräfte einzusetzen. In der lutherischen Auslandsdiaspora in Großbritannien vollzogen die Gemeinden die Entwicklung der Inneren Mission im vorigen Jahrhundert planmäßig mit. In Lateinamerika gibt es in den weitverstreuten Kirchengebieten Krankenhäuser, Schulen und andere kirchliche Einrichtungen, die deutlich machen, daß die Gemeinden nicht nur einen kongregationalistischen Horizont haben, sondern auch für die Gesamtkirche und damit auch für die weltweite Kirche offen sind. Die Aufnahmebereitschaft für neue Möglichkeiten, wie z. B. Rundfunk und kirchliche Publikationen, ist selbstverständlich. Wenn hier auch die Zusammenarbeit mit Schwesterkirchen und vor allem die Zusammenarbeit im Lutherischen Weltbund Impulse und Hilfen gewährt, so ist doch die Pionierarbeit stets vor Ort zu tun. Die Kirchenblätter der Diasporakirchen sind an innerem Gehalt oft großen Kirchenzeitungen überlegen.

Der häufig gemachte Vorwurf, daß Einwandererkirchen sich isolieren und die Tendenz zum Ghetto haben, ist unbegründet. Wenn bei der Entstehung von Diasporagemeinden aus der Einwanderung auch immer eine gewisse Zeit nötig ist, ehe sich die Gemeinden konsolidiert haben, so ist doch die Teilnahme an Mission und Evangelisation bei ihnen nicht später oder geringer zu verzeichnen als bei den großen Kirchen Europas. Hier wäre ein Vergleich zwischen den deutschen Missionen und der Missionsarbeit der lutherischen Kirchen in den USA interessant. Die in der Diaspora wirksamen Impulse zur Mission kamen ohne Zweifel von den Männern in den Heimatkirchen, die der offiziellen Kirche weit voraus, die Sendung der Kirche Jesu Christi in die Welt der Völker begriffen und propagiert hatten. Die Ausführung des missionarischen Dienstes hat aber durch die Beteiligung der Diasporakirchen viele Impulse und Gesichtspunkte bekommen, die für das Ganze der Weltmission wesentlich gewesen sind. Abgesehen davon muß man feststellen, daß bei der Ausbreitung des Christentums sicher zwei Drittel der Christenheit auf dem Wege über die Diaspora zum Glauben gekommen sind und gerade hier starke Kräfte der Evangelisation und Reevangelisation waren und auch heute noch wach sind. Ebenso wie die aus der Mission erwachsenen Kirchen der Dritten Welt das gemeinsame Leben der Christenheit mitprägen, tun das die Diasporakirchen auch, und ihr Einfluß ist nicht neu, sondern hat seine Wurzeln in der langjährigen Diasporaerfahrung und einer Beteiligung und Mitverantwortung von Anbeginn.

Dazu gehört aber auch die in der Diaspora geforderte Geduld mit dem Einzelnen. Die Seelsorge durch den Pastor ist oft der großen Entfernungen wegen sehr erschwert, umso wichtiger ist auch die geistliche und nicht nur die praktische Nachbarschaftshilfe. Geduld wird zusätzlich eingeübt auch im Umgang mit der nichtevangelischen oder nichtchristlichen Umwelt. Der einzelne bedeutet auch mehr, nicht nur weil bei der kleinen Zahl das Gewicht jedes Mitgliedes mehr bedeutet, sondern weil von der Glaubenserfahrung her, wie man sie in der Diasporasituation bekommt, der Wert des einzelnen vor Gott eindeutiger sichtbar wird. Was Vater Bodelschwingh einmal dem preußischen Minister gesagt hat, der ihn fragte, ob aller Aufwand für seine diakonische Arbeit sich denn lohne, da doch nur relativ wenigen wirklich geholfen werden könnte, gilt auch für die dienende Liebe der Gemeinden in der Diaspora: „Würden Sie auch so fragen, Exzellenz, wenn Ihr Sohn darunter wäre?“

Die evangelische Diaspora ist also auch Exempel durchtragender Hoffnung. Das Gleichnis vom Senfkorn läßt sich auf die Diaspora anwenden.

Wenn auch eine kleine Kirche als Argument gegen einen Zusammenschluß mit anderen Kirchen gleichen Bekenntnisses es einmal so ausgelegt hat, daß in diesem Gleichnis das Verhängnis des Großwerdens angeprangert sei, da die Vögel mit ihrem Lärm und ihrer Unordnung allen Frieden verderben, ist doch die Meinung Jesu sehr deutlich: Die große Hoffnung und die weitreichende Verheißung Gottes hat einen bescheidenen und verborgenen Anfang, aber auch in der kleinsten Gemeinde ist schon angelegt, was in der Fülle der Vollendung sich einst in Herrlichkeit zeigen wird. Diese große Hoffnung in den kleinen Diasporagemeinden gibt ihnen einen unsichtbaren, inneren Glanz, den demütigen Stolz, daß sie zu den königlichen Kindern Gottes gehören, trotz allem Jammer dieser Welt. Der christliche Hoffnungshorizont verändert das Leben so wie die frische Luft, in die ein Mensch aus einem stickigen Keller tritt. Wenn man gelegentlich in großen Kirchen die Weite dieser christlichen Hoffnung zugunsten näherliegender irdischer Hoffnungen vergißt: in der Diaspora, für die die Welt eng ist, kann man das nicht. Man hängt an dieser Hoffnung und hat darin einen starken Halt für die Freiheit des Christenmenschen und seinen Dienst.

Die Diaspora ist ein Exempel geistlicher Durchhaltekraft. Das gesellschaftliche Gewicht der Diaspora ist gering. Die Beständigkeit und die Festigkeit ihrer Existenz hängt am Wort vom Kreuz. Deshalb liest man die Hauspostille jeden Tag und hat einen Andachtskalender, denn man weiß, daß es auf jeden einzelnen ankommt und es für jeden einzelnen gilt, daß in Christus das Heil der Welt den Menschen geschenkt wird. In einer meiner Londoner Gemeinden hatten wir ein Abendmahlsgerät, das im Gründungsjahr 1669 der lutherischen Hamburger Kirche von der Frau des damaligen Gesandten der Hansestadt Hamburg am Hof von St. James geschenkt worden war. Das ist nun über 300 Jahre in Gebrauch. Die Zusammensetzung der Gemeinde hat sich von einem Jahrzehnt zum anderen immer wieder sehr stark gewandelt. Auch die Welt hat sich gewandelt. Aber was geblieben ist, ist das heilige Sakrament, das aus diesen alten Geräten dargereicht wird, und das Wort des Trostes und der Befreiung, der Vergebung und des neuen Lebens, das gepredigt wird. Das Durchhalten bei diesem Herrn, der uns so reich beschenkt, ist sichtbar an den vielen, die ihren Glauben bekennen und bewahren. Hier in der Diaspora gibt es jene Väter und Mütter im Glauben, die durch ihr Beispiel und Zeugnis für die verstreuten und oft auch verschüchterten Brüder und Schwestern eine entscheidende geistliche und seelsorgerliche Hilfe sind.

Die Diaspora ist auch ein Exempel der Gewißheit der Vollendung. Wir

alle glauben und bekennen es jeden Sonntag im Gottesdienst: „Ich glaube an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben.“ Auch in der Diaspora gibt es Gräber. Die liegen oft weit auseinander. Aber bei jedem Trauergottesdienst öffnet sich der weite Horizont der Auferstehung viel spürbarer, im Sinne des Wortes von Gorch Fock, daß der, der in die Tiefe des Meeres versinkt, nicht tiefer fallen kann als in die Hand des lebendigen Gottes. Es ist sicher nicht einfacher oder selbstverständlicher, an die Auferstehung der Toten zu glauben, aber es ist notwendig, eine Theologie der Auferstehung zu haben, wenn man in der Diaspora durchhalten will. Dort wird man nicht verführt von einer Welt, die alles bietet, sondern man ersehnt den Übergang aus dem alten ins neue Leben. Man ist gewiß, auf ein Ziel zuzugehen, das uns kein Mensch zerstören kann, auf eine Tür, die Gott offenhält für Menschen, die an Jesus Christus glauben.

Darin liegt auch der Glaube an die Vollendung der Welt, den neuen Himmel und die neue Erde. In der Erkenntnis der Vergänglichkeit alles Irdischen ist der Glaube an das Kommen Gottes stark, an die Wiederkunft Jesu Christi und an den, der für uns gekreuzigt wurde und auferstanden ist und als Erstling der Toten uns den Weg bereitet hat zur Vollendung.

Dieses helle Licht des Auferstehungsglaubens aber dringt nur ins Herz derer, die das Wort vom Kreuz angenommen haben, die etwas von der Gotteskraft gespürt haben, die darin liegt, obwohl sie genauso wie die Welt wissen, daß es für die Griechen ein Ärgernis und für die Juden eine Torheit ist. Gottes Gnade durch Jesus Christus, durch sein Leiden und Sterben ist für sie die Realität, an der das ganze Leben und auch die Welt hängt. Wenn man an die schlichte und starke Frömmigkeit der Rußlanddeutschen denkt, die ihren Glauben in Jahrzehnten schwerster Bedrückung durchgehalten haben, so ist das ein Auferstehungsglaube und eine Zuversicht des ewigen Lebens, die vom Osterjubiläum widerhallt mitten in der Düsternis der Welt.

2. Die evangelische Diaspora als Herausforderung des verzagten Glaubens

Die Diaspora ist ein Ort der Herausforderung des verzagten Glaubens, die Mittel der Gnade richtig zu gebrauchen. Luther hat von dem mathematischen Punkt gesprochen, von dem aus man die Welt aus den Angeln heben kann. Umgekehrt versucht die Welt immer den Punkt aus den Angeln zu heben, wo das Kreuz Jesu Christi aufgerichtet ist. Gerade vor dieser Herausforderung wächst die Erkenntnis, daß der Glaube nicht unser Vermögen, sondern Gottes Gabe ist, wie Luther es in der Erklärung des dritten Artikels

im Kleinen Katechismus so eindrucksvoll sagt: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet und im rechten Glauben geheiligt und erhalten.“ Dieser Glaube von oben wird erfaßt von Menschen, die gelernt haben, ihren Blick auf Christus zu richten, der Gnade Gottes zu vertrauen, auf sein Wort sich zu verlassen und Wort und Sakrament als die Gnadengaben anzunehmen, ohne die man den Pilgerweg durch diese Welt nicht durchstehen kann.

Die Diaspora ruft aber auch nach einer nicht ermüdenden Liebe. Diese Liebe bewährt sich in der Geduld, die mit jedem Einzelnen so umgeht, daß genügend Zeit und genügend Kraft für die Weitergabe der geistlichen und diakonischen Gaben Gottes auch in Situationen zur Verfügung steht, die viele aufregende Ablenkungen bringen. Es ist eine Herausforderung zur Opferbereitschaft, zum Geben im Geiste des Scherfleins der Witwe und zum Tun des Guten an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen. Es ist eine Herausforderung zur dienenden Gemeinschaft, einer Gemeinschaft des Dienstes im Namen Jesu Christi. Als Gemeinde des Herrn wird die Diasporakirche kritisch von außen beobachtet. Sie ist auch inneren Schwächen immer wieder so ausgesetzt, daß eine ständige, ganz bewußte Bemühung um die Dienstbereitschaft der Gemeinde notwendig ist. Deshalb ist diese Situation auch eine Herausforderung zu einer Haushalterschaft mit Besuchsdienst, mit Gemeindeveranstaltungen usw., vor allem aber auch eine Herausforderung für die Pastoren, wirklich das lautere Wort Gottes zu predigen und in Treue die Sakramente auszuteilen und jedem Einzelnen in seinen Glaubensfragen und in seinen irdischen Nöten beizustehen. Daraus ergeben sich vielfältige Gemeindeaktivitäten, z. B. die Zusammenkünfte, wo man bei gemeinsamem Essen wie eine Familie sich miteinander freut. Ob das bei einem festlichen oder bei einem bescheidenerem Mahle geschieht, das Beieinandersein über die kurze Stunde des Gottesdienstes hinaus, die Möglichkeit, miteinander zu sprechen, ist eine Notwendigkeit für eine solche Gemeinde, wenn das Gemeindeleben normal verlaufen soll. Eine andere Herausforderung, um den verzagten Glauben zu stärken, ist die Notwendigkeit, die weiten Entfernungen zu überbrücken. Heute spielt das Auto die Rolle, die lange das Pferd oder der Maulesel gespielt hat. Man muß Besuche machen über viele Meilen und in entlegenste Gegenden. Man muß sich direkt und unmittelbar beistehen, sonst läßt die Gemeinschaft nach.

Aber mit der Annahme der Herausforderung zu Zeugnis und Dienst

ist auch die Herausforderung zur Bewährung der Hoffnung in der Anfechtung verbunden. Sie kann sich gar nicht anders bewähren als in der Zuversicht in Christus. Das gilt für den einzelnen Gläubigen wie für die Kirche. Die Diasporagemeinde, die Diasporakirche steht in vielfältigen Anfechtungen. Sie ist gefährdet, an sich selbst zu verzweifeln, sie ist gefährdet, durch Verachtung und Verfolgung von außen den Mut zu verlieren. Sie ist durch inneren und äußeren Mangel oft bedroht. Hier sind die Kräfte immer wieder neu zu erbitten, die eine angefochtene Gemeinde vor dem Fall bewahren und zurückführen in die Fülle der Freude am Herrn. Deshalb ist die Diasporakirche in der Regel eine fröhlich singende Kirche, eine betende Kirche und dadurch dann auch für die Menschen, die bei ihr Zuflucht suchen, eine tröstende Kirche, weil sie nicht mit eigenen menschlichen Kräften schaffen will, was Gott zugesagt hat zu tun.

3. Evangelische Diaspora als Stärkung des katholischen Glaubens

Die Diaspora hat aber auch einen wesentlichen ökumenischen Aspekt. Eine so kleine Gruppe kann gar nicht auf den Gedanken kommen, daß sie allein die Kirche Jesu Christi vertritt. Sie hängt an der Gesamtkirche mit besonderer Liebe, sie weiß, daß sie teilhaben darf, an der *Una Sancta*, daß sie nicht verlorengelassen kann als eine Sekte, die sich um sich selber dreht, sondern einbezogen ist in die weltumfassende Kirche. Diese stärkende Kraft strahlt die Diaspora in der Weise aus, daß der Glaube an den dreieinigen Gott als Lebensquelle bezeugt wird, daß der biblische Glaube nicht Reduktionen nach modischen Vorstellungen erfährt. Eine der Welt angepaßte Kirchlichkeit hat in der Diaspora keinen Platz. Umso mehr hat aber die Diaspora Augen für die weltweite Kirche.

Dabei stärkt sie uns, indem sie selber gestärkt wird durch das kirchliche Bekenntnis, das sie als Hilfe zum aktuellen Bekennen ernst nimmt. Sie weiß sich eingegliedert in das Ganze. Sie hat Verständnis auch für die Einheit in versöhnter Vielfalt und sehnt sich nach der Gestaltwerdung dieser einen Kirche, betet innig für die Einheit und bemüht sich um den Zusammenhalt aller Christen, freilich nicht um den Preis einer Aufgabe ihres Glaubens, sondern gerade aus der Tiefe des Glaubens heraus. Deshalb hängt sie mit Ohr und Herz am Wort Gottes, das sie als Gesetz und Evangelium trifft. Deshalb ist sie gewillt und befähigt, dieses Wort weiterzugeben in ihrer schlichten, aber überzeugenden Art. Darüber redet man so, wie es im 119. Psalm geschildert ist. Der Gottesdienst in einer kleinen Gemeinde in Frankreich ist Teil der kosmischen Liturgie, und die Gebetsstunde in einer Baracke in

Sibirien ist ein Ort, wo man den Himmel offen sieht und dadurch einen weiteren ökumenischen Horizont bekommt als durch Studien aller ökumenischen Statistiken. Ein Herr, ein Glaube, eine Kirche, das ist biblische Lehre. Der innerkirchliche Streit wird nicht gelöst, indem wir uns miteinander vergleichen oder gegeneinander streiten, sondern indem der Glaube immer mehr eine vertiefte Christusbindung wird, aus der sich dann die Einheit unter ihm durch die Kraft des Wortes Gottes und des heiligen Geistes ergibt.

Das fordert natürlich auch den Widerstand gegen alle Schwärmerei heraus und das nüchterne Nachdenken über das Wesentliche im Glauben. Zwar geschieht es wohl anders als bei uns, ist aber dadurch nicht weniger wirksam. Der Widerstand gegen Schwärmer ist ja nicht nach menschlichem Urteil zum Ziele zu bringen, sondern mit Liebe durch das uns verkündigte Wort. Es ist nicht der Scheiterhaufen oder die theologische Disputation, sondern das Zeugnis, das das Herz des Anderen überwindet und zwischen uns die Gemeinschaft neu schafft, die wir durch das heilige Sakrament und die Beugung unter das Wort des Gerichts und der Gnade erfahren.

Zu dieser ökumenischen Dimension der Diaspora gehört auch, daß man durch die Mühe, große Entfernungen zu überbrücken und Einsamkeiten durchzustehen, die Liebe eingeübt hat, die zur Ökumene gehört. Sie allein schafft die rechte ökumenische Offenheit, die Bereitschaft zu weltweiter Zusammenarbeit und zu einer zwischenkirchlichen Verständigung, die nicht ein Streit um Konzeptionen und Theorien ist, sondern ein Zusammenfinden am Fuße des Kreuzes. Gerade Diasporawerke und beteiligte Kirchen haben an dieser Liebe, die man in der Diasporaexistenz lernt, besonderen Anteil. Sie sind durch diese Liebe der Diaspora verbunden und verhalten sich durch ihre Mitarbeit in den ökumenischen Programmen, besonders im Lutherischen Weltbund, demgemäß. Die Liebe braucht Phantasie und Kraft zu Konkretionen. Das, was man in der Diaspora dazu denkt und tut, ist oft geistig tiefer fundiert und deshalb auch kirchlich weitreichender als manches große weniger geistlich durchdrungene ökumenische Hilfsprogramm.

Es gehört aber vor allem die Hoffnung wider alle Hoffnungen dazu, die unser Herz erfüllt, wenn Jesus Christus Herr dieses Herzens ist. Er ist der eine Herr, die *Communio sanctorum*, die Gemeinschaft der Heiligen, wird von ihm zusammengerufen und zusammengehalten. Sein Sieg garantiert, daß die enttäuschten Hoffnungen dieser Welt verschlungen werden von der erfüllten Hoffnung auf seine Verheißung. In der Enge der Diasporaexistenz bekommt man Verständnis für den schmalen Weg, den Christus gebietet,

und für die enge Pforte, die uns in das ewige Leben führt, und damit auch in die Weite des Lobpreises, der Himmel und Erde erfüllen soll. In diesem Kontext bekommt Luthers Formulierung von „der ganzen Christenheit auf Erden“ und „allen Gläubigen in Christo“, mit denen ich gemeinsam das ewige Leben haben soll, eine Wirkung für das alltägliche Leben. Was geschrieben steht und verheißen ist, bekommt mehr Gewicht als das, was wir vor Augen haben. Die *ecclesia militans*, die kämpfende Kirche unter dem Kreuzeszeichen, die unter dem Kreuz verborgene Kirche, ist im Glauben zugleich die *ecclesia triumphans*. Das Gericht, durch das wir hindurchmüssen, hat schon das Zeichen der Gnade. Die Kreuz- und Trostlieder zeugen vom auferstandenen Herrn. Man lebt bewußter im eschatologischen Horizont, weil man in der Mühsal des irdischen Lebens keine Verheißungen finden kann, die das übertreffen, was Gottes Wort uns verheißt.

Das ist freilich ein Bestreben im Widerstreit des *simul iustus – simul peccator*. Wir sind schon Leute, die Christus gehören, also heilige Gerechte, und doch auch noch Menschen, deren alter Adam täglich von neuem ersäuft werden muß. Wir sind erlöst, erworben, gewonnen, und Christus ist unter uns, das lebendige Wort des Evangeliums wird uns gesagt, wir glauben an den Heiland der Welt. Aber Gott ist zu uns durchgebrochen, durch eine gottlose Welt, die er verwandeln wird, die er aber noch bis zum Schluß beläßt als den Raum, in dem Christen sich in dieser Zeit und Welt bewähren müssen. Sie sind Menschen mit dem unauslöschlichen Siegel der Taufe, Menschen aber auch zugleich vor der Unentrinnbarkeit des Jüngsten Gerichts; Menschen, die auf dieser Erde zerfallende Kirchen und sterbende Gemeinden erleben und gerade deshalb eine Kirche der Auferstehung brauchen; die nicht von den Mauern und stabilen Kirchentümern abhängig sind, sondern umgekehrt, deren neue Kirchengebäude und sich reformierende kirchliche Strukturen an dem hängen, der Himmel und Erde regiert. Der Auftrag der Kirche läuft weiter, bis Gott sie vollendet. Der Dienst der Kirche, ihre Mission, ihre Diakonie, ihre Sendung ist solange unvollendet, bis Er kommt. Die evangelische Diaspora ist deshalb eine in besonderem Maße auf die Wiederkunft des Herrn wartende Kirche. Diese Existenz der Kirche hängt nicht an unseren Missions- oder Diasporastrategien, sondern an dem Herrn, der uns seine Wege führen will bis zu seinem Ziel.

Eine der eindrucksvollsten Geschichten, die dieses illustrieren, ist die Begegnung von Schneller mit einem englischen Missionar bei einem Weihnachtsgottesdienst in Bethlehem. In einer Diasporagemeinde empfängt der Sendbote des Evangeliums, der nach Ostafrika zieht, den Trost der Weih-

nachtsbotschaft. Im neuen Land wird er der erste Märtyrer. Doch nach einiger Zeit wird sein Sohn am gleichen Ort der erste Bischof der Kirche. Der Häuptling, der den Vater hinrichten ließ, wird vom Sohn getauft. Gott hat sein Wort vielen Menschen in aller Welt aufgetragen, die durch Leiden und Wirken säen, was nach Gottes Willen zur großen Ernte werden soll.

Luther hat einmal gesagt: „Die Zeit der Reformation weiß allein der, der die Zeit geschaffen hat. Inzwischen können wir zu Mißständen, die offenkundig sind, nicht schweigen.“ Wir können abgewandelt sagen, die Zeit der Diaspora weiß allein der, der die Zeit geschaffen hat. Inzwischen können wir aber den Nöten der Diaspora nicht tatenlos zusehen, sondern müssen weiter wirken im Sinne des geistlichen Auftrags. Die Zeit der Diasporawerke weiß auch nur der, der die Zeit geschaffen hat. Inzwischen dürfen wir aber nicht den geistlichen Segen übersehen und ungenutzt vergraben, den wir durch die Diaspora, ihr Zeugnis, ihren Dienst und ihre Zuversicht empfangen. Solange leben die Diaspora und alle Christen vom Empfangen der Gaben Gottes und im Gebet: „Du speitest einst mit Brot und Fisch die hungernde Gemeinde und decktest ihr da oft den Tisch im Angesicht der Feinde. So tust du Wunder immerzu, mag's oft auch anders scheinen. Hilf uns auch nun! Die Kraft hast du, du starker Herr der Deinen!“ (Arno Pötzsch).

Christus ist das Licht, das durch das Evangelium leuchtet in alle Welt und erleuchtet alle, die da aufstehen und sein begehren. Martin Luther